



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

Wie ich um mein Rößlein kam.

---

sie aber nachher die Rollen vertauschten und der jüngere Bruder über der Wassergrube hing, ließ ihn der ältere los, und Masilonyane mußte elendiglich ertrinken.

Nun gehörte alles Vieh dem Masillo! Vergnügt trieb er die Herde nach Hause. Während er damit noch auf dem Wege ist, kommt ein Vögelein geflogen, setzt sich auf das linke Horn des buntfarbigen Tieres und pfeift, immer lauter und lauter, bis es zuletzt singt: „Masillo hat den Masilonyane ermordet, hat ihn ermordet wegen des buntfarbigen Kindes seiner Herde.“ — Das war dem Masillo zu viel; rasch ergreift er einen Stein, wirft ihn nach dem Vogel und trifft ihn tödlich. Doch kaum ist er eine kleine Strecke weitergegangen, da ist der Vogel schon wieder da und singt wie zuvor: „Masillo hat den Masilonyane ermordet, hat ihn ermordet wegen des buntfarbigen Kindes seiner Herde!“ —

det, hat ihn ermordet wegen des buntfarbigen Kindes seiner Herde!“

Masillo ergrimmt und wirft nach dem Vogel mit einem Stein. Der weicht aus und setzt sich aufs andere Horn. Das Volk aber ruft: „Laß den Vogel gehen! Wir wollen hören, was er singt.“ — Und das Vögelein singt nochmals hell und klar, sodaß es jedermann vernimmt: „Masillo hat den Masilonyane ermordet, hat ihn ermordet wegen des buntfarbigen Tieres seiner Herde!“

Allgemeines Entsetzen! Von allen Seiten werden Rufe laut: „Wie, Du hast Deinen jüngeren Bruder ermordet? Hast den guten, unschuldigen Masilonyane grauham ums Leben gebracht? Wo geschah das? Etwa bei der großen Wassergrube, von der Du soeben gesprochen?“



Auf dem Missionsritt in Südafrika.

Wieder tötet Masillo den Vogel und zerreibt ihn diesmal zu Staub. Dann geht er mit seiner Herde weiter und kommt glücklich nach Haus.

Hier umringt ihn das ganze Volk in hellen Haufen und ruft ihm begeistert zu: „Heil Dir, Masillo, Du erstgeborener Sohn des großen Häuptlings! Wir freuen uns, daß Du glücklich zurückgekommen, doch sag uns, wo ist Masilonyane, Dein jüngerer Bruder?“

„Masilonyane? Wie ist er nicht hier? Ich dachte, er wäre schon längst zu Hause. Er ging vor mir weg, und ich habe ihn nicht mehr gesehen, seitdem wir uns an der großen Wassergrube trennten.“

Nun beschauten die Leute die mitgebrachte Herde. „Welch' prächtige Tiere“, sagten sie, „und jenes dort, seht doch an, wie groß und schön es ist! Wer sah jemals ein Tier mit solch bunten, herrlichen Farben?“ — Doch wie sie so dastehen und sich wundern und schauen und schauen, siehe, da kommt das Vögelein wieder geflogen, setzt sich dem buntfarbigen Tiere aufs linke Horn und pfeift und singt: „Masillo hat den Masilonyane ermor-

det, Da läßt Masillo den Kopf hängen, unfähig ein Wort zu erwidern. Das Volk aber ergreift den Brudermörder, schleppt ihn zum Kraale hinaus und tötet ihn auf grausame Weise.

Das ist die Geschichte von Masillo, der seinen Bruder Masilonyane ermordet. Wir Deutschen pflegen zu jagen: „Es ist kein Fädlein so fein gesponnen, es kommt doch einmal an die Sonnen.“

### Wie ich um mein Köhlein kam.

Vom Hochw. P. Albert Schweiger, R. M. M.

Mariannhill, 15. April 1915. — Südafrika wird oft von allerlei Seuchen heimgesucht, so fast alljährlich auch von der sogenannten *Pferdekrankheit*. Gewöhnlich tritt sie in den heißen Sommermonaten auf, also hier zwischen Dezember und Mai, und auch da ist sie fast ausschließlich auf die Küstengegend und auf sumpfige, niedrig gelegene Bezirke beschränkt.



Man nimmt jetzt allgemein an, die Krankheit rühre von Stechmücken her, die speziell zur Nachtzeit schwärmen. Gält man nämlich die Pferde während der Nacht im Stall und räuchert man diesen Tag für Tag gründlich aus, so daß sich keine Mücke darin aufhalten kann, so sind die Tiere gegen eine Ansteckungsgefahr so ziemlich gesichert. Das galt wenigstens bisher als Regel. Heuer allerdings scheinen alle Vorsichtsmaßregeln vergebens zu sein. Die schreckliche Seuche ist nicht mehr auf bestimmte Plätze beschränkt, sondern tritt fast überall auf. Das Schlimmste ist, daß ein Pferd schon einige Tage angesteckt sein kann, bevor man es merkt; kommt die Krankheit zum offenen Ausbruch, so ist jeder Heilveruch umsonst. Jetzt ist ein Tier anscheinend frisch und gesund, und ein paar Stunden darauf fängt es an zu zittern, wälzt sich am Boden und ist tot.

kommt man fast nie, es sei denn, es liege ein Schwerfranker darin. Für gewöhnlich versammeln sich die Schwarzen zum Unterricht und Gottesdienst in der gemeinsamen Missionskapelle, oder, wo eine solche fehlt, in einem größeren Kraal. Natürlich muß der Missionär Tag und Stunde seiner Ankunft immer rechtzeitig anmelden und aufs genaueste einhalten. Unterläßt er dies, so läuft er Gefahr nur ein kleines Häuflein der in unmittelbarer Nähe Wohnenden anzutreffen; die meisten fehlen und können bei der weiten Entfernung auch gar nicht gerufen werden. Diese wenigen Bemerkungen zum Voraus.

Nun hatte ich mir für Anfang April l. J. folgenden Reiseplan zurechtgelegt. Freitag mittag Abreise mit der Bahn nach „St. Magdalena“; am Samstag Gottesdienst daselbst. Dann Weiterreise nach Amanzimtoti,



Frühstück im Kindergarten unserer Missionsstation Ezenstochau in Südafrika.

Auch Mariannahill hat kurz nacheinander vier Pferde und zwei Maulesel verloren. Besonders schwer empfindet der Missionär den Verlust eines treuen Pferdes; denn bei den weiten Touren, die er zu machen hat — manche unserer Außenstationen ist 8—10 Stunden von der Zentralstelle entfernt —, ist er ganz auf sein Köhlein angewiesen. Zu Fuß könnte er in der afrikanischen Sonnenhitze diese Wege auf die Dauer nicht machen.

Auch meine Hauptarbeit besteht gegenwärtig darin, verschiedene dieser Filialen regelmäßig zu besuchen. Man wohnt bekanntlich die hiesigen Kaffern nicht in Dörfern beisammen, sondern getrennt, jeder für sich im eigenen Kraal. So kommt es, daß nicht nur die einzelne Filiale meist weit von der Hauptstation entfernt ist, sondern daß auch in jedem Bezirk, auf jeder Außenstation, die Christen und Katechumenen sehr zerstreut wohnen. Die eine Hütte ist hier, die andere dort, die eine thront auf stolzer Bergeshöhe, die andere liegt ganz versteckt in einer schwer zugänglichen Talschlucht. Jede einzelne Hütte zu besuchen ist rein unmöglich, in manche

um in „St. Henry“ den Sonntagsgottesdienst zu halten. Montag früh zu Fuß ein Krankenbesuch in Illovo, von dort zurück nach St. Henry, um noch am gleichen Abend mit der Bahn heim nach Mariannahill zu fahren. Ein Pferd wollte ich für die genannte Tour nicht mitnehmen; einerseits konnte ich eine gute Strecke weit die Bahn benützen, und andererseits wollte ich in gegenwärtiger Zeit das Tier keiner unnötigen Gefahr aussetzen; denn St. Magdalena und St. Henry liegen in unmittelbarer Nähe des Meeres, wo die Seuchengefahr doppelt so groß ist als anderswo.

Doch zwei Tage vor meiner Abreise wurde mir ein dicker Strich durch die Rechnung gemacht. Kommt da ein Brief von unserm schwarzen Katecheten in St. Henry des Inhalts, gut sechs Wegstunden von dort entfernt liege ein kranker Bursche, der mit den hl. Sterbsakramenten versehen werden müsse. Der Katechet gab mir zwei Wege an, dorthin zu kommen; der eine führte direkt über St. Henry, doch mußte ich dabei sechsmal den Illovo-Fluß durchqueren, der zweite ging über Du-



mezulu, war an sich schlechter, aber den genannten Fluß brauchte ich dabei nicht zu überschreiten.

Ich wählte den letzteren; ein Pferd mußte ich auf jeden Fall mitnehmen, die Entfernung war für eine Fußtour zu groß. So machte ich mich denn Donnerstag in der Frühe reisefertig und sattelte „Oldmann“, mein treues Köhlein, mit dem ich schon viele und große Touren gemacht hatte. Oldmann war früher Polizei-Gaul und kennt alle Wege; er ist flug und zahm, dabei stark und kräftig gebaut und hat einen vorzüglichen Schritt. Touren, wozu ein anderer Gaul 4—5 Stunden brauchte, legte er mit seinen langen Beinen in drei Stunden bequem zurück.

Der Tag war zum Reiten wie geschaffen, bewölter Himmel und hübsch kühl. Beeilen brauchte ich mich auch nicht besonders; genug, wenn ich am Donnerstag bis Domezulu, fünf Reistunden von Mariannhill entfernt, kam. Unterwegs hielt ich kurze Rast in unserer neueröffneten Schule zu Emadubude.

Im Laufe des Nachmittags war ich am Ziel, d. h. in Domezulu. Ich ließ mein Köhlein, das noch ganz gesund und frisch aussah, auf die Weide führen; doch fiel mir auf, daß es nicht recht fressen wollte. — Am Freitag las ich zeitig die hl. Messe, nahm dann das Allerheiligste zu mir und machte mich auf den Weg zu dem kranken Burschen. Schon nach einstündigem Ritt war mir die Gegend total fremd; ich kannte nicht Weg noch Steg. Zum Glück traf ich ein katholisches Mädchen, das über eine Stunde weit mit mir ging und mir den Weg zeigte. Auf der Höhe des Illovu-Berges kamen wir zu einem großen Wald, wo das Mädchen wieder umkehrte. Ich könne mich jetzt nicht mehr verirren, sagte sie, der Weg führe mitten durch den Wald bis hinunter zum Illovu-Fluß; dort aber sei der Kraal, den ich suche.

Also mutig weiter voran! Der Pfad ging so steil abwärts, daß ich absteigen und das Köhlein am Zügel nachführen mußte. Es dauerte lange, lange Zeit; der Wald wollte kein Ende nehmen. Endlich gegen Mittag kam ich beim Kranken an. Ich hatte geglaubt, einen todkranken Menschen vorzufinden, doch der Bursche war noch ziemlich bei Kräften und schien mir gar nicht so gefährlich krank zu sein. Immerhin hörte ich ihn Beicht, reichte ihm die hl. Kommunion und tat alles, was man bei Kranken zu tun pflegt.

Mein braves Köhlein wurde inzwischen mit Mais gefüttert, doch fiel mir abermals auf, daß es nur wenig Appetit zeigte. — Ich erkundigte mich nach dem Weg zu unserer Filiale St. Henry, wo ich übernachten wollte. Es hieß, der kürzeste Weg führt am Illovu-Fluß dahin; aber der Fluß ist hoch angeschwollen und man muß ihn wegen der vielen Windungen, die er macht, sechsmal durchqueren, dazu sind die Uebergangsstellen gefährlich. Nein, davon wollte ich nichts wissen. Weshalb sollte ich mich ganz allein auf fremdem Weg in augenscheinliche Gefahr stürzen? Weiter unten war mir das Illovu-Tal allerdings nicht mehr fremd, aber auch dort hatte ich mich einmal in großen, endlosen Zuckerfeldern derart verirrt, daß ich in diesem Labyrinth von Hügeln und Tälern nicht mehr wußte, wo an und wo aus und Zeit-lebens einen gelinden Schrecken vor dieser Gegend bekam.

So mußte ich also auf dem alten Weg durch den Wald wieder zurück. Einladend war er auch nicht, zumal da ich jetzt in der großen Sonnenhitze — Schatten gab's nur wenig — steil bergauf steigen mußte; doch da war nun einmal nichts zu wollen. Mein Köhlein zeigte

sich immer müder und matter, ich mußte, zu Fuß wandernd, es mühsam hinter mir nachziehen. Zuletzt wollte es gar nicht mehr gehen; all Augenblick mußte ich Halt machen und ein wenig ruhen. Die liebe Sonne lehnte sich so warm an den hohen, steilen Bergrücken, daß mir der Schweiß aus allen Poren drang.

Es mochte etwa drei Uhr nachmittags sein, als ich endlich oben ankam. Hier begegnete mir Nomsombuluku, eine unserer besten Katechumenen von Domezulu. Sie hatte große Freude, mich hier zu treffen und bat mich dringend, doch ihre lieben Eltern zu besuchen. Der Kraal liege hart am Wege nach St. Henry. Ich willigte ein, machte dort ein wenig Halt und sattelte das Pferd ab, um es besser ruhen zu lassen. Dieses aber legte sich einfach hin und streckte mit gebrochenen Augen alle Viere von sich.

Man denke sich meine Verlegenheit! Sollte ich wirklich das treue, gute Köhlein verlieren, das mir schon so viele Dienste getan und das mir auf meinen vielen Exkursionen geradezu unentbehrlich war? Dazu hier, in dieser Einöde! Ich hatte Gepäck bei mir; bis St. Henry waren es noch sechs Stunden, und morgen sollte ich in St. Magdalena Gottesdienst halten. Dazu war ich von der langen Tour schon ordentlich müde.

Zunächst versuchte ich mein Köhlein wieder auf die Beine zu bringen. Es gelang; aber es schaute mich so traurig an. Nun legte ich ihm den Sattel wieder auf und suchte es langsam vorwärts zu bringen. Es ging, ging über Erwarten gut. Nomsombuluku und noch eine zweite Person gingen eine gute Strecke weit mit, um mir den Weg zu zeigen. Nach zweistündiger Wanderung bergauf und bergab kamen wir zum Nomszwane-Flüßchen. Hier kehrten meine Begleiterinnen um. Ueber dem Fluß kam noch ein hoher Berg, der letzte vor St. Henry.

Da mitten auf dem Weg blieb mein Köhlein wieder stehen, ich brachte es einfach nicht mehr weiter. Was tun? Die Sonne war schon nahe am Untergehen, und weit und breit keine Hütte, kein Haus. Ich sattelte ab, lief den Berg hinauf und rief um Hilfe. Nach einiger Zeit erschien ein heidnischer Kaffer auf dem Plan. Ich schilderte ihm kurz meine Lage und bat ihn, das Pferd gegen eine kleine Belohnung während der Nacht hier zu behalten. Am nächsten Tag würde dann der Katechet von St. Henry kommen, um je nach den Umständen das Weitere zu ordnen. Er war's zufrieden.

Ich ordnete mein Gepäck, um mit demselben nach St. Henry zu wandern, das immerhin noch etwa vier Wegstunden entfernt war. Stehe, da kommt die wackere Nomsombuluku wieder! Sie hatte mein Rufen gehört und sogleich begriffen, was es bedeute. Ich brauche wohl nicht zu bemerken, daß ich ihr freundliches Anerbieten, mein Gepäck bis nach St. Henry zu tragen, dankbar annahm.

Ich war todmüde, als ich während der Nacht auf der mehrgenannten Außenstation ankam. Hier teilte ich dem Katecheten kurz mit, was geschehen war und ersuchte ihn, am nächsten Tag nach meinem Köhlein zu sehen. Ich selbst machte mich in aller Frühe auf den Weg nach St. Magdalena; denn ich wollte den Gottesdienst daselbst um keinen Preis ausfallen lassen. Um sechs Uhr morgens kam ich dort an, hörte fleißig Beicht und hielt den Gottesdienst, um dann im Laufe des Nachmittags nach St. Henry zurückzukehren. Ich war begierig, welche Neuigkeiten ich dort zu hören bekäme.



Der Katechet war bei meinem Eintreffen noch nicht zurück, hatte aber schon die Nachricht gesandt, das Pferd sei noch am gleichen Tage freipiert. Endlich während der Nacht kam er selbst und erzählte mir, welche unerwarteten Schwierigkeiten er dort begegnet sei. Eine große Menge heidnischer Kaffern war beim Kadaver des Pferdes zusammengekommen. Die Männer waren sehr ungehalten über die Scherereien, die wir ihnen mit dem Pferd bereitet hätten und fielen namentlich über den Mann her, der sich bereit erklärt hatte, es während der Nacht in Obsoroe zu nehmen. Wie er denn so was habe tun können, einem Umlungu (Weißen) gegenüber, die doch alle die Feinde des schwarzen Volkes seien? Der hätte selber schauen sollen, wie er mit seinem kranken Pferde fertig werde. Nun hätten sie den Kadaver und seien schließlich für alles verantwortlich; kein Mensch wisse, was das noch für Folgen haben könne usw. Sie weigerten sich auch, es zu verscharren, obgleich sie nach dem Landesgesetz dazu verpflichtet waren. — Zum Glück kamen jetzt auch Christen und Katechumenen von Dumezulu herbei. Diese ergriffen sogleich die Partei des Katecheten und setzten den erbosten Männern auseinander, es handle sich hier nicht um einen gewöhnlichen Weißen, sondern um ihren Baba (Vater); dieser sei ein großer Freund des schwarzen Volkes und gehe überall umher, um zu lehren, zu helfen und die Kranken zu besuchen. — Das wirkte; die erste Aufregung legte sich, und zuletzt schleppte das Volk den Kadaver fort und warf ihn in einen tiefen Abgrund. Hier legte man einen Haufen Holz um das tote Pferd und steckte das Ganze in Brand.

Sonntag abend fuhr ich mit der Bahn nach Mariannhill. Hier vernahm ich die Kunde, es sei inzwischen noch ein zweites schönes Missionspferd daraufgegangen. Für uns ein großer Verlust; denn wie sollen wir alle die vielen, so weit auseinander gelegenen Filialen und Katechetentellen besuchen können, wenn uns die nötigen Reittiere fehlen? Gegenwärtig, d. h. solange die schreckliche Seuche grassiert, kann man auch gar nicht daran denken, neue Pferde zu kaufen.

So gibt's im Missionsleben der Schwierigkeiten allerlei; doch solch kleinere Zwischenfälle wollten wir gerne mit in den Kauf nehmen, wenn nur der liebe Gott uns bald den ersehnten Frieden wieder schenken wollte.

### Im Dienste des barmherzigen Samaritans.

Vom Hochw. P. Joseph Biegner, R. M. M.

(Fortsetzung.)

Emaus. — Ich wurde nach einer benachbarten Kaffern-Ansiedlung gerufen, um dort ein krankes Kind zu taufen; der Vater, hieß es, wolle es haben. Offen gestanden, die Sache wollte mir nur halb gefallen. Getauft war der Knabe ja gleich, doch wer bürgte mir dafür, daß er später auch katholisch erzogen wurde? In jener Ansiedlung waren meist wesleyanische Protestanten, der Häuptling war uns auch nicht günstig gesinnt, und der Vater des Knaben, der mich rufen ließ, war Protestant und hatte zwei Frauen. Also Gründe genug, mit dem Taufen vorsichtig zu sein.

Eines tröstete mich; in nächster Nähe des Kraals wohnte unsere Franziska, eine brave, eifrige Katholikin;

sie hatte großen Einfluß und wußte manches zu vermitteln. So ging ich also hin, mir die Sache einmal näher anzusehen. Die betreffende Ansiedlung ist nicht allzu weit von unserer Missionsstation entfernt, somit ging ich zu Fuß. Ich ziehe, wenns irgendwie sein kann, eine Fußpartie dem Reiten vor; ich kann da ungestört mein Rosenkränzelein hervorziehen, eventuell auch einen Teil vom Brevier beten.

Wie ich in die Hütte eintrete, finde ich alles schön sauber aufgeräumt und den Boden gefeiert. Das hatte



Der Mörder vom Hochw. P. Franz Mayr.

(Getauft am 11. April 1915, gehängt am 12. April 1915.)

die Franziska getan. In der Vertiefung am Boden brannte kein Feuer; mit Absicht, man wollte nicht, daß der aufsteigende Rauch dem Missionär lästig falle. Die heidnische Mutter saß mit dem kranken Kinde am Boden, der Vater gegenüber auf der anderen Seite. Der kranke Knabe aber schrie und lärmte aus Leibeskräften, ob aus Schmerz oder aus Furcht vor dem weißen Manne mit Bart und Brille, sei dahingestellt.

Was nun? Sollte ich den Knaben taufen? Ein alter, erfahrener Missionär hatte mir einmal gesagt, in einem solchen Falle pflege er, wenn irgendwie Gefahr auf Verzug sei, zu taufen und überlasse er alles übrige ruhig der göttlichen Vorsehung. Der Satz gefiel mir, und seit der Zeit befolge ich eine ähnliche Praxis. Ich taufte also das Kind und gab ihm dabei den Namen „J o h a n n e s“. Anfangs hatte ich den Namen